

Ein Posten in der Stadt.

Novellette von Frank Gioiama.

Mafine Copeland blickte von der Zeitung auf und sah nach der Uhr. Es war halb zehn und noch war ihr Warte nicht zum Frühstück heruntergekommene. Oden im Schlafzimmerrühte sich nichts.

Seit fünf Jahren verheiratet, war es ihr in den letzten vier Jahren nach und nach klar geworden, daß sie und Jack auseinandergingen. Im ersten Jahre ihrer Ehe hatten sie trotz gläubiger und der unverfälschten Haltung ihrer Eltern, die ihr die Hand mit dem Taugenichts Copeland nicht vergehen konnten, in ihrer Liebe wie im Paradies gelebt.

Dann aber war es nicht zum Wegleugnen, daß Jack kein Bankkonto überschritten hatte, kein Geld, keine Stelle besaß und auch nicht die Fähigkeit zu haben schien, eine solche würdig auszufüllen.

Da, als die Verhältnisse am drückendsten geworden waren, kam Jack frohgemuß nach Hause, zahlte einen Theil des rückständigen Zinses und führte Mafine in ein Restaurant. Im Laufe des Dinners erzählte er ihr, daß er einen Posten und, wie ihm dünkte, einen guten Posten in der Stadt bekommen habe.

Freudlich fügte er hinzu, daß da allerlei Verpflichtungen damit verbunden waren. Sie mußte eine brave Frau sein und dürfe keine Frauen an ihn stellen. Denn er habe sich schriftlich binden müssen, nichts über die Art seiner Beschäftigung verlauten zu lassen, nichts auszusprechen, was damit im Zusammenhang stand, auch seiner Frau gegenüber nicht.

O, nicht als ob er eine entwürdigende oder abschreckende Thätigkeit übernommen hätte, aber mehr durfte er eben nicht verrathen. Ein gutes Gehalt war damit verbunden. Jawohl. Zu Anfang vier Pfund Sterling wöchentlich, bewährte sich Jack, so steig sich Gehalt nach fünf Monaten auf sechs Pfund Sterling wöchentlich. Fragte sie Jemand nach dem Beruf ihres Mannes, nun so hatte er einen Posten in der Stadt.

Um ihr zu beweisen, auf was für einen wohlwollenden Brotgeber er gestoßen sei, zeigte er ihr zwei Fünfpfundnoten, die er ihm als Vorschuß gegeben hatte.

Seit jenem Tage gab es in all den vier Jahren keine materielle Sorge mehr für sie. Und als sie über Wasser waren, kamen Winte von ihren Eltern, die auf eine mögliche Verlobung hindeuteten. Die kam denn auch, als die Eltern nach der Anzeige von der Geburt eines Entels rasch herbeieilten, leicht zulaube.

Diese beiden Ereignisse, insbesondere die Geburt eines Sohnes hätten Jack fester an seine Frau knüpfen sollen. Nichtsdestoweniger merkte Mafine, daß sich ihr Mann durch ihre Liebe zum Kinde und durch ihre gelegentlichen Besuche bei Eltern und Freunden mehr Freiheit verschaffte. Sie wollte dies zwar auf Rechnung seines Berufes setzen. Aber war eine solche Annahme etwa glaubwürdig?

Konnte das ein Beruf genannt werden, der dem Ansehen keine bestimmten Geschäftskunden zuwies, der ihn manchmal Nächte lang auswärts festhielt, dann wieder mehrere Tage ruhen ließ, seine Dienste zu jeder Stunde in Anspruch nehmen durfte und das Verlangen stellte, strenges Stillschweigen über seine Thätigkeit, über den Namen und den Stand seines Brotherrn zu wahren?

Anfangs erregte dieses Geheimniß Mafines Neugierde. Als sie sich aber des Gefühls nicht mehr zu entschlagen vermochte, daß ihr Gatte sich ihr zu entfremden begann, und er seiner Thätigkeit immer mehr Zeit widmete, befiel sie ein bitterer Haß gegen seinen Beruf, ein Haß wie gegen eine Nebenbuhlerin.

Vor den Leuten bildeten sie immer noch ein einträchtiges Paar. Jack versagte ihr nie einen Wunsch und erfüllte alle ihre Launen. Um sein Gewissen zu beruhigen, dachte Mafine, als Entschädigung für die Vernachlässigung, die er ihr zutheil werden ließ. Gestern, an ihrem sechsten Hochzeitstage, wurde allem die Krone aufgesetzt. Auf Jacks ausdrücklichen Wunsch war zur Feier des Tages ein ganz besonderes feines Mahl bereitet worden, dem sich ein Theaterbesuch anschließen sollte.

Mafine hatte ihr creme Spitzkleid angelegt, in dem Jack sie einmal bewundert hatte, und sich von einer Friseurin vortheilhaft frisieren lassen. Als die fünfundzwanzigjährige Frau, die sie zum Diner hinunterging, noch einen letzten Blick in den Spiegel warf, bedurfte es nicht erst der Versicherung der Friseurin: „Gnädige Frau sind heute entzückend,“ um sie von ihrem Heißreiz zu überzeugen.

Als Beide beim Diner saßen, traf ein Telegramm für Jack ein. Sofort war er auf den Beinen und mit einem flüchtigen Wort der Entschuldigung auch schon aus dem Hause! Die Depesche war auf dem Tisch liegen geblieben, aber sie war in scharfem Schrift abgefaßt. Wie alle übrigen

Mittheilungen, die er empfing, blieb sie daher für Mafine ein Räthsel.

Mafine würgte die Speisen unter Thränen hinunter. Der Worrath bereitete ihr den höchsten Schmerz, den sie je erfahren hatte. Sie lief in ihr Zimmer, warf sich auf ihr Bett und versank in ein traumhaftes Schluchzen.

Sie sah einen unerquicklichen Entschluß.

Morgen mußte der Sache ein Ende gemacht werden. Entweder zog Jack sie ins Vertrauen oder sie verließ ihn mit ihrem Kinde. Um drei Uhr Morgens war er erst nach Hause gekommen. Und jetzt sah sie ungebärdig, in nervöser Aufregung da und erwartete ihn.

Sie nahm die Zeitung, die sie gelesen hatte, wieder auf und fuhr in der unterbrochenen Lektüre fort. Zuerst zerstreut. Es war ein ausführlicher Bericht über einen mysteriösen Mord, der am verflorenen Abend verübt worden war. Eine junge Witwe in Devonshire, Mansions, Tichborne Street wohndhaft, wurde dem Ansehen nach zwischen sechs und sieben Uhr auf grausame Weise ums Leben gebracht. Die Ermordete hatte als sehr reich gegolten und einen großen Aufwand an Schmuck getrieben. Sie hatte allein gehobelt, abgesehen von Köchin und Stubenmädchen, die beide während der Zeit des Mordes abwesend waren.

Ein Verzeichniß von Mrs. Pomeroy's Juwelen wurde vorgefunden und mit dem vorhandenen Schmuck verallgemeinert. Nichts fehlte. Eine sorgfältige Untersuchung ergab, daß der oder die Mörder nichts Werthvolles geraubt hatten. Gleichwohl waren die Möbel in dem Zimmer, wo der Verbleib lag, in Unordnung und zum Theil zertrümmert. Nur ein Gegenstand konnte nicht gefunden werden: ein Opal mit eingegrabten Initialen, einer der Ohrringe der Ermordeten, das ihr vom linken Ohr gerissen worden war. Die Polizei legte großes Gewicht auf diesen Umstand, weil dieser Stein der einzige fehlende Gegenstand und wahrscheinlich im Besitz des Mörders war. Der Opal trug die eingravierten Initialen der Todten: D. P.

Daß der Mord nicht wegen Raubes verübt wurde, war klar. Offenbar war das Verbrechen im Augenblick ausbrechenden Hasses vollführt worden, vielleicht auch war die That von langer Hand vorbereitet. Wer war der Mörder und wo hielt er sich jetzt auf?

Diese Fragen stiegen in Mafine auf und ihre Gedanken beschäftigten sich noch mit dem Fall, als sie ihren Gatten herunterkommen hörte. Bald darauf trat er ein.

„Guten Morgen,“ grüßte er, auf sie zukreitend und gab ihr einen Kuß. „Du hast doch nicht mit dem Frühstück auf mich gewartet? Ich arbeitete bis nach zwei Uhr Morgens und werde wahrscheinlich auch heute bis in die tiefe Nacht zu thun haben. Sollte ich nicht kommen, so brauchst Du nicht beunruhigt zu sein.“

Dann, nachdem er am Tisch Platz genommen und die eingelaufenen Briefe durchgesehen hatte: „Es that mir weh so leid, Dich allein zu lassen, aber Geschäft ist Geschäft. Und wirklich...“ Er brach den Satz ab.

Mafine betrachtete ihn. Es hätte nur eines liebenden Wortes von Jack bedurft, um alles wieder in's Geleise zu bringen. War es doch eine echte Liebesheterei gewesen. Sie bemerkte, daß Jack nicht so heftig war. Ein Arzt hätte ihm sicherlich einen längeren Urlaub auf dem Lande verordnet.

Wie wenn ihre Zweifel grundlos waren und Jack in der That Tag und Nacht für sie und ihren Jungen arbeitete? Aber sie zweifelte nun einmal und blieb bei dem Schlaf, die Sache endlich ins Reine zu bringen. Bis zum Abend wollte sie noch warten.

Nach einer Weile ging sie in die Küche, um Anordnungen für den Tag zu treffen. Dann kam sie mit einer Schüssel voll Blumen herein und füllte die Vasen damit. Jack bemerkte ihre Anwesenheit nicht. Er sah im Stuhl zurückgelehnt, hielt mit der Linken die Zeitung vor sich, während er mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand in die Westentasche griff.

Mafine bewegte sich lautlos durchs Zimmer, die Blumen in den Vasen ordnend. Jetzt stand sie hinter ihm und schaute ihm über die Schulter. Er starrte in die Zeitung auf den Bericht über den Mord an Mrs. Pomeroy und zog langsam die Finger aus der Westentasche. Daumen und Zeigefinger hielten einen Opal. Jack drehte ihn bedächtig um. Die Buchstaben D. P. waren darin eingraviert.

Mafine wurde von furchtbarem Entschluß befallen. Sie wollte und drohte zu fallen. Mit dem Aufwand all ihrer Willenskraft setzte sie ihre Thätigkeit fort, ohne zu wissen, was sie that. Die Zunge steckte ihr am Gaumen. Schreden schnürte ihr die Kehle zusammen und trübte ihr den Blick.

Was konnte sie zu seiner Rettung thun? Dieser Gedanke verschauerte in ihr alle anderen. Sie mußte Jack saen, was sie gesehen hatte, und ihm ihre Hilfe anbieten. Aber kein Wort wollte ihr über die Lippen. Sie wagte nicht, in den Absicht zu bliden, der beim Geständniß seiner Schuld sich vor ihr öffnen würde. Doch auch ohne sein Geständniß wußte sie, daß es ein Mörder war. Sie wußte nicht, daß jemand überbes Zimmer ging, bis sie Jack, mit Liebestrod und Hut angethan, aus der Halle kommen sah.

„Vielleicht muß ich abreisen; wann ich zurückkomme, weiß ich nicht,“ sagte er. „Sollte ich einen Boten um meinen Coupletter schicken, so würde Sagen für acht Tage oder noch länger hinein, denn in diesem Falle reise ich über See.“

Er ging und vergaß den üblichen Kuß. Sie war froh darüber, denn vor den Lippen eines Mörders hatte sie Abtheilung.

Als die Hausthür hinter Jack in's Schloß fiel, ließ die Spannung in ihr nach, und sie sank bleich und zitternd auf einen Stuhl. Was konnte sie thun? Sie wollte nicht hier warten wie eine Ratte in der Falle. Was thun? Wie eine Antwort darauf kam ein Geräusch ihres spielenden Kindes aus dem Nebenzimmer. Sie mußte fort. Sie durfte ihren Knaben nicht von der Hand eines Mörders berühren lassen.

Etwa fünf Stunden später hatte sie die Station Charing Croß erreicht. Sie verfaß sich mit einer Fahrkarte nach der Stadt, wo ihre Eltern wohnten, und stieg in den Waggon.

Im Augenblick, da der Zug sich in Bewegung setzte, sprangen zwei Herren ins Coupe. Der eine begann eine Zeitung zu lesen, der andere schaute aus dem Fenster. Der Zug hatte schon London verlassen, da wendete sich der Herr am Fenster zu dem anderen: „Verzeihen Sie,“ sagte er, „ist es die letzte Ausgabe, die Sie da lesen?“

„Jawohl.“

„Enthält sie einen Bericht über die Verhaftung des Mörders der Mrs. Pomeroy?“

„O, nur eine kurze Notiz,“ erwiderte der andere. „Sie lautet:“

Mr. Jack Copeland von der Detectivefirmen Messrs. Kahn & Smith, der mit dem Pomeroyfall betraut war, gelang es heute Morgen, den Mörder James Solidan in dem Augenblick zu verhaften, da er im Begriff stand, sich nach dem Continent einzuschiffen.“

Eine Schnepfenjagd mit Hindernissen.

Von Ludwig Dachs.

Wenn man im April die Nachbarschaft deutscher Bahnhöfe passiert, so findet man als einen der ausgesprochensten Typen von Reisenden sicherlich den Jäger vor, der in größeren oder kleineren Trupps, bewaffnet und pastronenschwer, den fernsten Jagdgelände zuktreibt. Wie im Hochsommer der Professor mit Regenschirm und Schmetterlingsnetz durch die Spalten der fliegenden Blätter huscht, wie in Wirklichkeit die großstädtische Handwerkerfamilie mit Kind und Kegel und den umfangreichen Frühstücksporteten sowie der studienreife Gymnasiast mit der obligaten Botanikstrommel die Bahnhöfe beleben, so ist heute die Saison der Schnepfenjäger, die mit dem treuen „Phas“ zur Seite, dem Spreewald, Rügen und östlichen, mit Langschmäbeln geeigneten Revieren zuweilen. Und wenn als Beute gar einer der immer seltener werdenden Tetraonen, ein prächtiges Naturdenkmal, wie es der habiblauf glänzende, sichelartige Birkhahn und der mächtige Auerhahn abgeben, in Aussicht steht, so schreiet der Grünrod besonders stolz erhobenen Hauptes einher, und Miene und Haltung verlinken, daß sich demnächst die wichtigsten waidmännischen Akte auf braunem Moor oder der stillen Heidebläse abspielen werden.

Wenn nun schon der Jäger, der nur wenige Wochen unfreiwilliger Ruhe zu pflegen gezwungen war, den Wiederanfang der Jagd mit Schnepfen erwartet, so wird man es begreifen, was ein solcher empfindet, der im Arge, in Feindesland, Büsche und Rente ein ganzes Jahr lang ruhen lassen mußte. Der wiedererwachende Frühling, die sonst lauen, dieses Jahr allerdings recht kühl ausgefallenen Aprilabende im Walde rufen so recht die Erinnerung an die Ereignisse zurück, die sich in waidmännischer Hinsicht 1871 in Frankreich abspielten.

Das preußische Gardetörps lag dort fortgesetzt gerade in den wildbreiten Gegenden des Landes, welche vortrefflichen Umstände man aber leider nicht gebührend ausnutzen konnte. Der durch hohe Backsteinmauern eingefriedigte, ausgebeutete Park von St. Germain, dann, beim Beziehen loserer Quartiere, das liebliche Chantilly, schließlich die reichbesetzten Eichenforsten von Compiegne waren da Etappen, die, wegen ihrer vielseitigen Vorzüge, weder Jäger noch Nichtjäger jemals vergessen kann. Gerade in den Tagen so die die Dürstzeit herum, lag das Gardetörps in und bei Chantilly, dem wundervollen Stige, den Prinz Conde geschaffen hatte, und der damals dem Herzog von Amale gehörte.

Der größtentheils aus Eichen bestehende Forst ging bis zu den Fluthäusern hin, und namentlich nach der Seine hin, in deren Nähe das Landnächten Senlis lag. Wie immer in

der Nachbarschaft reichbesetzter, herrschaftlicher Wälder, so hatte sich auch in diesem Orte eine zahlreiche Sippe von Waldbienen eingestellt, die während der Belagerung, durch die mangelnde Zufuhr an Lebensmitteln begünstigt, ihr lichtcheues Gewerbe mit besonderem Eifer und auch mit klingendem Erfolge betrieb. Die herzoglichen Waldbiener waren durch die ständige Aufregung, in der sie durch ihre ärgsten Gegner erhalten wurden, besonders erbot und lauchten nervös nach jedem Schuß, der durch den stillen Abend und den hellhörigen Frühmorgenhalle.

Zu den begeistertsten Waidleuten und ganz besonders zu den erklärtesten Freunden des Schnepfenzuges gehörte auch der damalige kommandierende General des Gardetörps, Prinz August von Württemberg. Der war also froher als jeder hohe Herr, daß er endlich einmal wieder zum Saume des feuchten Eschenbruches eilen und der grauen Langschmäbel harren konnte. So stand Prinz August einstmals auch auf seinem Posten, versunken in den Genuß des wunderbaren Frühlingsabends, wie wir solche nach dem für Frankreich ungewöhnlich strengen Winter, ungetrübt und von keinem Wetterfuge unterbrochen, vom Beginn des März an erleben durften. — Da zieht auch schon mit langsamem Schwingenschlag eine murmelnde und quatternde Schnepfe behaglich heran; und der Schuß, der sie in sprödestes Gras und duffenden Waldmeister herabwirft, dröhnt durch den friedlichen Wald.

Kaum hat der in helle Waidmannsfreude vertiefte Jäger wieder geladen und seinen Stand bezogen, als in der benachbarten Dichtung ein lautes Brechen, dann polternde Tritte vernehmbar werden. Prinz August glaubte natürlich, daß sich ein Stück Rothwild flüchtig nahe, das in seinen Revieren zahlreich steht, jetzt selbstverständlich aber gefolgt worden wäre. „Nein! Aus dem dichten Tannenbestande bricht, hochroth vor Jörn und der Anstrengung des Laufens, ein herzoglicher Waldbiener der auch dem Prinzen sofort an den Argen fährt, um sich erst einmal seiner lanatscherten Beute zu versichern. — Dann aber bricht das Wetter los!

„So habe ich Dich endlich, du nichtswürdiger Praconner! Was hast Du geriebener Kertl mir nun schon den ganzen Winter über für Kerger bereitet! Wieviel Nächte habe ich dem Nachspüren Deiner Schlüche opfern müssen! Immer verstandest Du Dich mit Deiner Beute in Sicherheit zu bringen! Jetzt kommst Du mir aber nicht mehr fort; her das Gewehr; und dann marich zum Maite nach Chantilly!“

Der Prinz, der den älteren mander Leser noch als ein sehr hochgenachener, bis ins Alter schuiniger und strammer Herr bekannt ist, konnte sich des nervigen Grisses des riefigen Fortmannes kaum erwehren. Vergeblich waren alle seine Versicherungen, daß er ein deutscher General sei, und seine Versicherungen, daß er im Winter durchaus nicht das Vergnügen gehabt habe, das Revier des Herrn Grünrocks zu besuchen. Umsonst war die eindringliche Beschreibung der recht reichlichen anderweitigen Beschäftigung, die unseren Helden während der letzten 5 Monate auf der Nordfront von Paris gestiftet habe.

Der Beamte war durchaus nicht zu überzeugen und beute und schüttelte an seinem Gegner herum.

„Glaubst Du, ich kenne Dich abgefeimten Waldbiener nicht! Du ein deutscher General? Ich werde Dir saen, wer Du bist; dann wirst Du Dich wohl endlich gefangen geben müssen. Du bist der „Epicer“ von Senlis, der gefährliche und dabei schlaue Praconner der ganzen Gegend. Du langer Kertl mit der großen Hornbrille; Du bist ja unverkennbar! — Und nun vorwärts.“

„S—n, S—n!“ rief der ganz in Verzweiflung gerathene Prinz nun seinem Abjantanten zu. Dieser, ein ebenso passionierter Jäger, stand auf einer anderen Schneise, ein Ende von seinem Eifer entfernt. Natürlich hatte er mittlerweile den Lärm und ihm noch unverständlich, sich in wüthenber Hast überfliegende französische Laute vernommen und war bereits auf der Keile nach dem Orte des unerklärlichen Vorkommnisses. Da bog er auch schon um die Ecke des Gettelis und sah die über alle Beschreibung komische Szene.

„S—n, denken Sie sich, der erboste Förster hält mich für den Räuber aus Senlis und wird immer unfreundlicher, je mehr ich ihm meiner Harmlosigkeit versichere. Helfen Sie mir mal, ihn von der Wirklichkeit zu überzeugen.“

Herr v. S., der mit Jagdleidung nicht so wohl versehen war wie sein General, trug seine Militärsachen nebst hohen Stiefeln und Sporen, und nur den Jagdrock zur sonstigen Kampfausstattung. Er wurde ihm also nicht schwer, dem Waldbiener die Verhältnisse klarzulegen, der sich denn schließlich unter den tiefsten Komplimenten und Entschuldigungen empfahl, wohlwollend mit dem Jäger sich auszusprechen, aber doch nicht zu seinem lanatscherten Ziele gekommen sei. Prinz August verabschiedete dem „gardetörps“, daß er ihn zweifellof für einen pflichttreuen und hochachtbaren Beamten halte, daß er ihm seinen wohl verzeihlichen Mißgriff durchaus nicht weiter über-

nähme, und ermunterte ihn, in der Backsamkeit für die seiner Treue anvertraute Waldbahn doch ja nicht nachzulassen. Nebenbei solle er dann, in gegebenen Augenblicken, doch auch nicht vergessen, daß man jetzt Krieg habe, und daß fremde Truppen im Lande seien.

„Ja, das thue ich ja auch, Alteffe — aber der verdammte „Epicer“ weiß das auch ganz genau. Und wenn wir Fortsbearbeiter im Winter einmal Hausfuchung bei ihm hielten und ihm auf den Kopf zusagten, daß er am Abend vorher im Walde geschossen habe, so antwortete er uns stets: nicht er, sondern die „maudits Pruffiens“ hätten wieder einmal geschossen. Nun, so wird dieser Räuber wohl noch öfter weiter trallen und es immer auf die Invasion schieben. Ich werde ihn aber doch bekommen.“

Diese sprachhafte Geschichte wird noch viel komischer, wenn man gerade die lokale Persönlichkeit und die vornehmruhmige Würde des seligen Prinzen lannie. Das komische Erlebnis machte in unseren Lager schnell die Runde und erheiterte uns in erster Zeit.

Zwei seltsame Gilande.

Man schreibt aus London: Einen ständigen Wohnsitz zu haben, sich dort aufzusuchen und doch „nirgends“ zu wohnen, dieser Widerspruch ist in Old England nicht unmöglich. Sogar eine ganze Insel kann man auf eine solche Weise besigen, nämlich Lundy Island, die auf der Karte von Europa eine eigenartige, einzig dastehende Stellung einnimmt. Am Eingang des Canals von Bristol, nur neun Meilen vom Festland gelegen, wird die Insel zwar so ipso als zu England gehörig betrachtet, aber die Frage, in welchem Regierungsbezirk oder in welcher Provinz sie liegt, kann niemand beantworten. Die Topographen des britischen Reiches haben das kleine Island übersehen. Es gehört nirgends hin, es liegt „nowhere“. Die Folge davon ist, daß der Besitzer von Lundy Island auf seinem Grund und Boden, der sich über 1047 Ader erstreckt, ein absoluter Alleinherrscher ist. Niemand zahlt er Steuern, niemand ist er unterthan, keinem Polizeibezirk und keinem Gerichtsbezirk ist er unterstellt. Das wurde von dem Auctionator in rofigen Worten geschildert, als die Insel vor einiger Zeit zum öffentlichen Verkauf stand und dem Meistbietenden zugeschlagen werden sollte. Aber selbst diese verlockenden Eigenthümlichkeiten ließen den Preis des Gilandes nur auf 380,000 Mt. steigen, und das schien dem bisherigen Besitzer für sein Kle'nod zu gering. So behielt er es denn weiter, mit dem stolzen Bewußtsein, „nirgends“ zu wohnen. Nächst Lundy Island ist wohl, vom topographischen Standpunkt aus, eine andere britische Insel am bemerkenswerthsten, und das ist The Land of Ascension im Atlantischen Ocean. Hier haben ebenfalls weder Steuererheber noch Polizei oder Gericht etwas zu sagen, denn diese Insel — so detretirt es die Klassifizierung des Reiches — ist keine Insel, ist überhaupt kein Land, sondern ein Schiff. Sie ist das Eigenthum der britischen Admiralität und wird in den Listen der Marine als Fahrzeug aufgeführt, und zwar zum Gesolge eines Kriegsschiffes gehörig. Die Verwaltung wird von einem Marineoffizier geführt, und nicht nur die Mannschaften, die auf Ascension Island stationirt sind, unterstehen den gleichen Vorschriften wie sie an Bord der Flotte in Geltung sind, sondern auch auf Civilpersonen finden diese Vorschriften in gewissem Grade Anwendung. Denn ob sie auch festen Boden unter den Füßen haben, gemäß der Generalkabartie des Britischen Reiches befinden sie sich „an Bord“. Vielleicht sollten sie auch von Rechts wegen seetrannt werden.

Der andre Mensch.

„Wilhelm, warum trinkst Du denn immer zwei Schnäpfe?“

„Ja, wenn ich einen getrunken habe, bin ich ein ganz anderer Mensch, und warum soll der andere Mensch nicht auch mal einen trinken!“

So nahe Verwandtschaft.

Junger Mann (auf dem Balle zu seiner Tängerin): „Wie ich soeben erfahren bin, ist ja ein ziemlich naher Verwandter von Ihnen, Fräulein!“

Fräulein: „Schön — aber deshalb brauchen Sie mir nicht auf die Zehen zu treten!“

Das Lieb vom braven Mann.

Lehrer: „Wir wollen heute ein Gedicht kennen lernen, das von einem braven Mann handelt.“

Früher: „Ach, Herr Lehrer, das kenne ich schon von meinem Vater.“

„So? Na, das ist hübsch von Deinem Vater, daß er Dir solche Gedichte vorliest. Weißt Du auch noch, wie es anfängt?“

„Ja: Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!“

Berrathen.

Brüderchen: „Emma, Du kannst doch im Dunkeln sehen wie eine Ratze! Komm, bitte, lehre mich das!“

Emma: „Ich kann doch nicht im Dunkeln sehen! Wie kommst Du darauf?“

„Natürlich kannst Du das! Wie konntest Du sonst unten im Flur, wo es stockdunkel war, sagen, daß Herr Meier hätte vergessen, sich zu rasiren.“

Zimmer Geschäftsmann.



Herr Schulze: „Denken Sie das Anglied, Herr Nathan, meine Tochter ist mit meinem Koffierer durchgebrannt und hat 50,000 Mark mitgenommen.“

Herr Nathan: „Haßt e Glüd! Wenn durchgeht der Kaffierer mit der Tochter, die tainer genommen hätt' unter 100,000 Mark.“

Umichrieben.

Sommerfröhlicher: „Ihr Mann sieht? Ja warum denn?“

Bauerin: „Der hat afeuriges Temperament!“

„Ja, wieso denn; hat er jemand erschlagen oder gestochen?“

„Dös net! Abvoriges Jahr hat's bei uns dreimal 'brannt!“

Unter Bettlern.

„Mit der Höflichkeit kommt man wohl noch immer am weitesten.“

„Nicht immer. Neulich spielte ich den Taubstummen und bekam von einem Herrn fünfzig Pfennige. Ich sagte: „Dante, Herr!“ Da läßt er mich fressen!“

Unbegreiflich.

Der Schuster hintern an der Ecke hat Konkurs angemeldet. Daß dieser Mann nicht existiren konnte, ist mir ein Räthsel!“

„Hatte er denn viel zu thun?“

„Ich bitt' Sie — wir allein find ihm ja zweihundert Mark schuldig!“

Günstig.

Arzt: „Sie dürfen nur ganz bestimmte Speisen essen!“

Patient: „Das trifft sich aut, meine Frau kann auch nur ganz bestimmte Speisen kosten.“

Standesgemäß.

Der kleine Moritz (Botabeln lesend): „Mein Meniae der Tisch.“

Papa Kommerzienrath: „Moritzchen, bei uns heißt es nicht: der Tisch, sondern die Tafel!“

Selbstverächtigung.

Herr (zu einem Bewerber): „Ich kann Ihnen nicht viel Hoffnung machen, denn meine Tochter scheint nicht viel von Ihnen zu halten.“

„Unmöglich! In der kurzen Zeit kann sie mich doch gar nicht so genau kennen gelernt haben!“

Wertwürdig.

Herr (zu einem Brautnecht, der seine Pferde hält): „Sind Ihre Pferde immer so unruhig, wenn andere Pferde in die Röhre kommen?“

Brautnecht: „Nur wann's Köffer von der Konkurrenz san!“

Selbstverächtigung.

Herr (zu einem Bewerber): „Ich kann Ihnen nicht viel Hoffnung machen, denn meine Tochter scheint nicht viel von Ihnen zu halten.“

„Unmöglich! In der kurzen Zeit kann sie mich doch gar nicht so genau kennen gelernt haben!“

Selbstverächtigung.

Herr (zu einem Brautnecht, der seine Pferde hält): „Sind Ihre Pferde immer so unruhig, wenn andere Pferde in die Röhre kommen?“

Brautnecht: „Nur wann's Köffer von der Konkurrenz san!“

Seine Hochzeitsreise.

